



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Gladstones neues Manifest.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Gladstones neues Manifest.



Gladstone hat sich beiläufig, seine Fahne für den herannahenden Wahlfeldzug zu entfalten. Sein Manifest an die Wählerschaft von Midlothian liegt dem englischen Volke seit einer Woche vor. Es ist kurz, bewegt sich meist in Allgemeinheiten, redet aber eine entschlossene Sprache. Der Minister nennt die Frage, welche ihn nochmals vor seine Wähler führt, „die größte und zugleich die einfachste, die in dem letzten halben Jahrhundert dem Volke zur Beurteilung vorgelegen hat,“ und bittet sie pathetisch, ihm „ihre Gunst zuzuwenden in einem Alter, wo die Natur laut nach Ruhe verlangt.“ Dann erinnert er daran, daß er bei den letzten Wahlen seinen Wählern und der Nation die Wichtigkeit des irischen Problems ans Herz gelegt habe; deshalb habe er auch mit größter Aufmerksamkeit die Politik verfolgt, zu welcher sich Salisburys Kabinet bekannt habe. Dieses Kabinet sei zwar schwach, aber hinsichtlich der Behandlung jener Frage vorteilhaft gestellt gewesen, da die Liberalen jeden weisen Lösungsversuch unterstützt haben würden. Im Januar aber habe die konservative Regierung den Weg einer Zwangspolitik eingeschlagen, und jetzt sei „die Stunde für ihn da-gewesen.“ Er habe ein Ministerium auf der Basis einer „Antizwangspolitik“ gebildet, in welchem niemand von denen, die eine Stelle darin angenommen hätten, über die Absichten des Leiters im Unklaren gelassen worden wäre. Das ist aber nicht richtig dargestellt. Das Ministerium Salisbury fiel bei dem Collingschen Antrage, der sich nicht um die Union, sondern um die Parole der Grundbesitzverteiler „Drei Äcker und eine Kuh“ drehte, und das Gladstonesche Kabinet wurde auf der Basis „Prüfung und Untersuchung“ der irischen Frage gebildet. Endlich ist der Austritt Chamberlains und Trevelhans doch ein ziemlich schlagender Beweis dafür, daß von den Kollegen Gladstones anfangs niemand

Grenzboten II. 1886.

75

erfahren hat, mit welchen Plänen er sich in Betreff Irlands trug. Nach diesen Präliminarien verschreitet der Verfasser der Ansprache zur Feststellung dessen, worüber die Nation nächstens sich äußern soll. „Wollt ihr — so fragt er — Irland durch Zwang regieren oder es seine Angelegenheiten selbst verwalten lassen?“ Einen dritten Weg kennt er nicht oder will er nicht kennen, obwohl in den letzten Wochen verschiedene Vorschläge zur Lösung der Aufgabe gemacht worden sind, die eine Berücksichtigung, wenigstens eine Prüfung verdienen. Er nimmt z. B. keine Notiz davon, daß Lord Hartington glaubt, es werde mit strenger Gerechtigkeitspflege, neben der eine Reform der Gesetzgebung herginge, zu helfen sein; er behandelt den Gedanken Chamberlains als nicht vorhanden, jedem Teile des Reiches eine besondere Regierung zu geben, und er betrachtet den weitem Plan als keiner Kritik würdig, künftig den irischen Abgeordneten des Reichsparlaments die speziell irischen Fragen, den schottischen die schottischen, denen aus Wales die walisischen und denen aus England die, welche vorwiegend England angehen, zur Erörterung und Beschlußfassung zuzuweisen. Gladstone will auf nichts der Art hören. Er erklärt, Salisbury verlange „Repressivgesetze, deren Befolgung zwanzig Jahre lang erzwungen werden solle,“ und meint, die einzige Antwort, welche das Parlament auf eine endlose Reihe von Ungeglichkeiten, Wühlereien und Verschwörungen vernünftigerweise erteilen könne, bestehe in seinem Vorschlage, sich den Wählern und Verschwörern zu ergeben und ihnen ihren Willen zu thun. Nach dem Manifeste sind er und seine Anhänger in der irischen Frage die einzigwahren Unionisten. Die „Tories und die Sezessionisten“ verdienen eine solche Bezeichnung nicht. Die bestehende Union ist nach seiner Meinung „nur eine papierne, gewaltsam zustande gebracht, gegründet auf Betrug und niemals von dem Volke Irlands gutgeheißen.“ Die neue wahrhafte Union ist durch Zerstörung der alten zu schaffen. „Das mit Stimmrecht begabte Irland fordert durch seine gesetzlichen Vertreter Trennung der gesetzgebenden Gewalten und hat bei seiner Forderung die größte Mäßigung bewiesen, es ist zufrieden damit, Prärogativen loszuwerden, es heißt sogar Stipulationen zum Schutze der Minderheit willkommen.“ Der Widerwille der Bewohner von Ulster gegen seinen Plan ist nichts als „religiöse Bigotterie.“ Schließlich zählt er die Segnungen auf, die aus der Annahme seiner Vorschläge fließen würden, woran er die Andeutung knüpft, daß die Homeruler Mittel und Wege finden würden, die Reichsgesetzgebung zum Stillstande zu bringen, wenn die Wähler sich weigern sollten, in seine Kapitulation vor Parnell und seinen Anhängern zu willigen. Die ganze Ansprache ist ein erstaunliches Opus, welches man nicht durchlesen kann, ohne sich höchlich über die Art und Weise zu verwundern, mit welcher sich der Minister über alle bisherigen Enttäuschungen verblendet und alle von Vorsicht und Mäßigung eingegebenen Einwendungen und Ratschläge von der Hand weist. Er ist nach diesem Manifest felsenfest überzeugt, daß er allein Recht habe, er ist unbeugsam und damit eine schwere

Gefahr. Mehr als all sein bisheriges Reden und Thun muß dasselbe allen denkenden Liberalen in England zeigen, daß es sich bei den kommenden Wahlen darum handeln wird, ob Gladstone zum Rücktritte vom Staatsruder genötigt werden oder das britische Reich eines seiner Glieder verlieren soll. Es giebt, wie Gladstone selbst erklärt, keinen Mittelweg zwischen dieser Alternative. Erlangt er an den Stimmurnen eine Mehrheit für sich, so wird er sie halbstarrig und rücksichtslos benutzen und den Führern der irischen Separatisten alles zugestehen, was er ihnen versprochen hat, Ulster wie das übrige Irland und alles, was nach seinem Plane von der bisherigen Union verbleiben soll, aber bei dem Charakter der Homeruler sicher nur kurze Zeit Bestand haben würde.

Wie kommt nun Gladstone zu so starrem Festhalten an seinem Plane, zu so verhängnisvoller Nachgiebigkeit? Sein Manifest läßt schließen, daß er einem Irrtume verfallen ist, der in Überschätzung der irischen Bewegungspartei besteht. Dasselbe beruht wesentlich auf der Annahme, daß man es mit einem Volke zu thun habe, welches von der Idee der irischen Nationalität so durch und durch erfüllt und entzündet sei, daß keinerlei Maß materieller Zugeständnisse und keinerlei Verwaltung, denke man sie sich auch noch so entschlossen und kraftvoll, es bewegen könnte, seinen Anspruch auf Unabhängigkeit aufzugeben. Die geschichtlichen Thatfachen bestätigen diese Ansicht nicht oder wenigstens nicht hinreichend. Die nationale Sache hat während der letzten Jahrzehnte in Irland immer eine gewisse Anzahl von Anhängern gezählt, welche ihr Haß gegen England und die Engländer zur Auflehnung und geheimer Verschwörung bewog, aber die Äußerungen dieser Bewegung waren nur krankhafte Stöße und Krämpfe, und die Beteiligung an ihr war verhältnismäßig gering. Von Emmetts verunglücktem Versuche an bis zu O'Connells Forderung nach Repeal im Jahre 1833 war die Idee der Trennung von England nicht viel mehr als ein Flackerfeuer, das bis 1841 völlig erlosch. Während dieser ganzen Zeit erlangte die öffentliche Meinung in Irland religiöse Gleichberechtigung, municipale Reformen und Verbesserung des Looses der Pächter und sah von der größern Frage der Nationalität gänzlich ab. Als O'Connell die Repealbewegung in Szene setzte, nannte er seine Genossenschaft den „Loyalen Nationalverein für prompte Gerechtigkeit gegen Irland,“ und 1841 war er so wenig ein Gegner Englands, daß er zum Kandidaten für Dublin einen englischen Whig vorschlug. Die ersten wirklichen Nationalisten nach Emmett waren die Mitglieder des „Jungen Irlands,“ aber ihr Einfluß auf das Volk war ein beschränkter. Als John Mitchell, weil er Hochverrat gepredigt hatte, fortgebracht wurde, freute sich die Bevölkerung Dublins über eine Revue der Rotröcke Ihrer Majestät im Phoenixpark. Später organisirten James Stephens und andre aus Amerika zurückgekehrte Irländer die fenische Bewegung, die aber bald zusammenfiel, weil sie nur wenig Halt in der Masse des Volkes gefunden hatte. Seitdem hat es mancherlei Anzeichen eines gleichsam unterirdisch geführten Krieges gegen England gegeben. Alles

war jedoch mehr Wache als Natur, mehr Krankheit als gesunder Trieb und Mut. Seit Robert Emmett 1803 in den Straßen Dublins die Fahne des Aufstandes erhob, hat kein einziger Ire sein Leben „für Irland“ gewagt. Es gehörte nicht allzuviel Heldenmut dazu, verstoßen ein Faß Pulver an die Mauer eines Gefängnisses zu stellen oder ein Päckchen Dynamit in ein englisches öffentliches Gebäude zu werfen. Wenn leidenschaftliche Vaterlandsliebe Tausende von Magyaren, Polen, Italienern und Griechen aufs Schlachtfeld oder in die Hände des Henkers trieb, so giebt es in der neuesten Geschichte der Smaragdinsel Sanct Patricks hierzu kein Seitenstück.

Was war nun das Geheimnis des erstaunlichen Erfolges, dessen sich Parnell in der That zu rühmen hatte? Es bestand einfach darin, daß er begriff, daß die Mehrzahl des irischen Volkes sich nicht leidenschaftlich für die Nationalität begeisterte, und daß er an die Stelle des O'Connell'schen Appells an das Gefühl und des Mitchell'schen Rufes zu den Waffen etwas Greifbareres und Solideres setzen mußte, wobei es überdies nicht viel zu wagen gab. Hier kam ihm Michael Davitt zu Hilfe, welcher die Landliga erfand. Die beiden Herren sagten zu den Bauern: „Folgt uns, und wir werden euren Pachtzuschilling ermäßigen und vielleicht ganz beseitigen.“ Den Pächtern leuchtete das ein, sie nahmen die Agitatoren beim Worte, und jetzt nennt Parnell die Menge, die ihm auf seine Versprechungen von wegen des Brotkorbes folgte, eine nationale Armee, entschlossen, für Irland gesetzgeberische Unabhängigkeit zu erkämpfen. Er hat nun in der That eine große Menge Rekruten geworben, aber das Handgeld, das er bot, war auch sehr ansehnlich. Es ist natürlich nicht unbegreiflich, daß die Bauern Irlands dem Agitator auch nach weitem Zielen folgen, da er ihnen so viel in Aussicht gestellt hat; doch scheint eine Bevölkerung, welche nur durch Verheißungen pekuniärer Natur bewogen werden kann, national zu fühlen und zu streben, nicht gerade jenen mächtigen Anspruch auf Unabhängigkeit zu haben, der in andern Fällen vorliegt. Hätten die englischen Gebieter Irlands schon vor Jahren die Pachtermäßigungen gewährt, welche die Parlamentsakte von 1881 darbietet, und damit die stetige und kräftige Handhabung eines verbesserten Kriminalrechts verbunden, so würde das Verlangen nach einer unabhängigen Gesetzgebung sich schwerlich so weit über das katholische Irland verbreitet haben. Die Masse des Volkes hegte niemals unloyale Gefühle gegen England als Staat. Die Soldaten waren bis in die neueste Zeit herein gern gesehen, selbst in der ärgsten Periode der agrarischen Verbrechen vergriff man sich in Tipperary und Westmeath niemals an der Gendarmerie, und allen Vertretern der Königin, vom Richter bis hinauf zum Vizekönig, wurde mit Achtung begegnet. Wirklich verhaßte Persönlichkeiten waren nur gestrenge Gutsherren und deren Agenten. Die nationale Idee war damals unter dem Landvolke eingeschlafen. Ihr Erwachen unter O'Connell war nicht spontan. Er hatte den Katholiken die Freiheit verschafft, die Agitation war für ihn Bedürfnis,

das Landvolk folgte ihm in seinen alten Tagen ganz so, wie es jetzt Parnell folgt, oder wie ein Teil der englischen Demokratie von Gladstone sich das Dubliner Parlament aufreden läßt, welches man, wenn Salisbury es vorgeschlagen hätte, zornig zurückgewiesen haben würde. Es darf also nicht Wunder nehmen, wenn wir jetzt sehen, wie die katholischen Treen Mann für Mann dem Führer Heeresfolge leisten, der einen solchen Schlag gegen ihre Pachtverpflichtungen geführt hat, und dessen fernerer Erfolg deren gänzliche Abschaffung verheißt, und sein agrarischer und sozialistischer Feldzug darf nicht als auf nationalem Gefühl und Sehnsucht nach Unabhängigkeit beruhend aufgefaßt werden, wenigstens nicht, soweit es sich um die Landbevölkerung, die große Mehrzahl der Treen, handelt. England hat es hier mit einer Vereinigung von Bauern zu thun, welche wenig oder gar keinen Pacht zahlen und überhaupt nichts opfern wollen, wie sie denn selbst bei ihrer Unterstützung der Landligen den größeren Teil der Beitragspflicht ihren transatlantischen Verwandten, den amerikanischen Treen, überließen. Das Nationalgefühl der cisatlantischen Treen ist schwächlich geworden, weil das englische Regiment in den letzten Jahrzehnten nicht grausam und selbstüchtig wie früher, sondern trotz mancher Mißgriffe wohlwollend verfuhr. Die verhältnismäßig wenigen eifrigen irischen Patrioten, welche die Sassenagh wirklich haßten, konnten dem Volke ihr Gefühl und Streben nicht einreden, wenn es sah, wie das Parlament in London Gesetze mit der besten Absicht für Irlands Wohl schuf, und wie die englischen Beamten gegen die Treen gerecht und billig zu sein versuchten. So erkennt man denn bei näherer Betrachtung, daß die nationalistische Bewegung zum großen Teile Kunstprodukt einer Partei und das Werk ausländischer Wähler ist. Was wirklich echt und eingeboren daran ist, ist der Wunsch der Pächter, ihre Farm pachtfrei zu sehen. Indem Parnell diesen Wunsch als Hebel benutzte, gewann er die Möglichkeit, als „Führer einer Nation, die nach Freiheit ringt,“ aufzutreten. Gladstone gründet also seine Zugeständnisse auf ein Gefühl, welches im Gemüte des irischen Volkes erst den zweiten Rang einnimmt. Er schlägt vor, einem Volke nationale Rechte zu verleihen, das niemals starke und dauernde Hingebung an die nationale Idee gezeigt, ihr niemals viel Zeit und Geld geopfert und niemals ernstlich mit den Waffen für sie gekämpft hat.

Noch ein zweiter Irrtum ist zu widerlegen. Das nationale Gefühl tritt in Irland nicht bloß hinter die materiellen Interessen der ländlichen Bevölkerung, der Pächter zurück, sondern auch hinter die religiösen Empfindungen derselben, nimmt also in der Bewegung erst die dritte Stelle ein. Die Bauern Irlands glauben, die Begriffe Katholik und Irländer deckten sich ungefähr (ähnliches findet sich, wie man weiß, unter der polnischen Bevölkerung Preußens), und ihre protestantischen Nachbarn wären, wenn nicht der Herkunft, so doch ihrem Denken und Empfinden nach Engländer. Darin liegt auch etwas Wahres. Protestantische Anhänger Parnells giebt es so wenige, daß sie kaum mitzählen.

Es ist reiner Zufall, daß er selbst Protestant ist und fünf oder sechs protestantische Gehilfen bei seiner Agitation hat. Es scheint, als ob die Iren einen Führer brauchten, der wohlhabend und also in Geldsachen einigermaßen unabhängig war, sodaß sie nicht nötig hatten, ihn bei seiner Agitation aus ihrem Beutel zu unterstützen. Als ihnen dann ein protestantischer Kandidat wie das jetzige Parlamentsmitglied für Cork anbot, sie ohne Entschädigung für seine Mühe und Auslage zu führen, nahmen sie dankbarlichst seine Dienste als die eines Mannes von Talent und Charakter an, welcher der keltischen Sache mit der kaltblütigen Klugheit, der Festigkeit und der Ausdauer zum Siege zu verhelfen versprach, die ihm nach seiner englischen Abkunft eigen waren. Die gemeine Mannschaft, die hinter ihm hermarschirt, die Massen, die auf seine Befehle hören, betrachten die Protestanten Irlands, wie die Unruhen in Sligo zeigten, noch heute mit Widerwillen und Haß, wogegen andererseits die irischen Protestanten, die in Ulster dicht bei einander, im Süden und Westen unter den Katholiken zerstreut wohnen, den Parnellismus und alle seine Werke wie den Satan und sein Reich verabscheuen. Insofern haben die Katholiken Recht, wenn nach ihrer Ansicht Konfession und Nationalität sich decken. Für das englische Volk aber handelt es sich um die Frage, ob man recht thut, in einem Lande, wo Zwietracht und Hader konfessioneller Art noch fortleben, einer katholischen Mehrheit zu einer Stellung zu verhelfen, in der sie die protestantische Minderheit unterdrücken und bedrängen kann. Gladstone spricht von „Bürgschaften“ gegen die Verwirklichung dieser Möglichkeit, aber sein Plan enthält keine solche Bürgschaften, auf die Verlaß wäre. Gesezt selbst den unmöglichen Fall, daß die erste „Ordnung“ seiner „gesetzgebenden Körperschaft,“ das Oberhaus seines Dubliner Parlaments, ganz aus Protestanten bestünde, so würden erst die beiden Ordnungen in gemeinsamem Tagen das Parlament konstituieren, und die Mehrheit würde auf seiten der zweiten Ordnung sein. Folglich würde nach dem parlamentarischen System die Exekutive, die Regierung Irlands von den Katholiken aufgestellt, gehalten und beeinflusst sein.

Gladstones Plan würde Irland ungefähr in eine Lage versetzen wie die, welche er nach dem letzten russisch-türkischen Kriege für Bosnien im Auge hatte als er dessen Unabhängigkeit verlangte. Die Bevölkerung zerfiel hier in Muhammedaner und Christen, Orthodoze und Katholiken, die alle einander bitter haßten. Wäre es nach Gladstone und seiner Partei gegangen, so hätte man der christlichen Mehrheit die Macht in die Hände gespielt, die Muhammedaner, ihre bisherigen Herren, nun ihrerseits zu knechten und zu berauben. Beaconsfield dagegen sagte auf dem Berliner Kongresse — allerdings nicht bloß aus Gründen der Humanität: „Nein, keine Unabhängigkeit, sondern österreichische Oberherrschaft, Österreichs Berufung zur Erhaltung des Friedens zwischen den streitenden Parteien.“ Kein Teil dieser Lösung der Frage wurde damals von Gladstone so leidenschaftlich bestritten als dieser. Man erinnert sich der Schimpfrede in

Midlothian, die der jetzige Premier, als er Minister geworden war, zurücknehmen mußte. Die Zeit hat erwiesen, daß er unrichtig gedacht hat: sein unabhängiges Bosnien wäre ein blutiges Schlachtfeld der Religionsparteien geworden, Bosnien unter österreichischer Herrschaft erfreut sich friedlichen Gedeihens. In ähnlicher Weise kann England in Irland den Frieden wahren. Stellt man dagegen die dortige protestantische Minderheit unter die Katholiken, welche Neulinge in der Regierungskunst, voll von altem Groll und stets geneigt sein würden, ihrem Glauben den Vorrang vor dem Wohle des Landes einzuräumen, so fügt man letzterm mehr Schaden zu, als alle Feinde desselben ihm jemals angethan haben, so entzündet man in ihm einen ewigen Krieg, der sein Mark verzehrt.



Die evangelische Kirche und der Staat.*)

1.



Im Anfange des Kulturkampfes fiel es einigen Schriftstellern mit Recht auf, daß man strebte, die evangelische und die katholische Kirche unter dieselben staatlichen Gesetze zu stellen. Sie protestirten dagegen und fanden dies Verfahren oberflächlich. Daß die beiden Kirchen den Namen „Kirche“ führen und daß sie privilegierte christliche Kirchen sind, hebt doch nicht alle andern sonstigen Unterschiede auf, die sich an den beiden finden. Über die dogmatischen Unterschiede der Kirchen mag der Staat kein Urtheil haben, aber daß der Staat geschichtlich ganz anders zu der einen Kirche steht als zu der andern, daß er seine Interessen von der einen ganz anders beurteilt sieht als von der andern, ist doch wohl so wichtig, daß er die beiden unmöglich gleichmäßig behandeln kann. Daher sagt Professor H. Schulze ganz richtig: „Das Kirchenstaatsrecht, d. h. das rechtliche Verhältnis der Kirche zum Staate, kann und darf nur durch ein Staatsgesetz festgestellt werden. Ein solches Gesetz darf aber nicht der abstrakten Gleichheit zuliebe die Verhältnisse der evangelischen und der katholischen Kirche nach gleichen Grundsätzen regeln wollen. Hier involvirt jede scheinbare Parität die größte Inparität. Der moderne Staat erkennt die

*) Wir teilen hier zwei Aufsätze mit, die beide dasselbe Thema behandeln, aber derart, daß beide die Frage von etwas verschiedenen Seiten betrachten, während beide dieselben Zielpunkte im Auge haben. Dasselbe geschieht bei der stereoskopischen Aufnahme eines Gegenstandes, der Augenpunkt beider Bilder ist derselbe, der Standpunkt ein etwas verschiedener; der Erfolg ist dort, daß dem Gegenstande dadurch größere Deutlichkeit, Perspektive und Relief gegeben wird. Wir glauben, daß der Leser bei einer Vergleichung und Zusammenfassung der nachfolgenden Aufsätze einen ähnlichen Eindruck gewinnen wird, wie bei dem Anschauen eines Bildes in stereoskopischer Darstellung.

D. Red.